

die in den Felsenritzen nistet, wenn sie der Durst treibt, bei der Quelle angelangt, in der sich, von der Regenzeit her, noch einiges Wasser erhalten hat; die Heerden der schnellfüßigen afrikanischen Gazellen ziehen von einem Landstrich zum andern, dem Regengewölk nach, wenn dieses jetzt hier, dann dort seine Segensfülle ergießt und jeden Morgen wie jeden Abend finden sie, von der fernen Weide her, am Tränkplazze sich ein.

Wiel anders als bei den Thieren verhält es sich bei den Gewächsen des Landes. Diese können nicht von ihrem Orte hinweg, um nach dem Wasser zu suchen, sie müssen es abwarten, bis dieses ihnen selber entgegenkommt. Und dennoch bedürfen sie des Wassers noch viel mehr, als die Thiere. Denn diese finden zum Theil schon in ihrem Futter Säfte, die ihren Durst zu stillen vermögen; der Raubvogel im frischen Fleisch und Blut der erbeuteten Thiere, der Stier und die Gemse in den Stengeln und Blättern der Kräuter. Bei der Pflanze dagegen ist das Wasser nicht nur eine bloße Zugabe zur Speise, sondern es ist für sie das Hauptnahrungsmittel, wie für das kleine Kind die Milch. Wie übel wäre dieses daran, wenn es seine Nahrung selber auffuchen müßte, das schwache Kind, das noch nicht stehen, noch gehen kann, sondern erwarten muß, daß die Mutter es trinkt. Und es darf nicht vergeblich harren; die Liebe treibt seine Mutter mächtiger zu ihm hin, als sein Hunger ihn zur Mutter. Also ergeht es dem Reiche der Pflanzen. Nicht nur das flüssige Wasser des Bodens dringt in ihre feinen Wurzelsfasern ein, sondern auch das Wasser aus der Luft kommt herab den Pflanzen entgegen. Wo viel Wald und reiches Grün ist, da giebt es Quellen und Bäche, und das Regenwasser zieht sich am meisten nach der pflanzenreichen Gegend hin. Wo aber der Mensch aus Unkenntniß oder aus Rohheit die Hügel und Thäler ihrer Wälder und Gebüsche beraubt hat, da versiegen Quellen und Bäche und das Land wird zur dürren Einöde.

So erkennt man selbst an der Pflanze jene Fürsorge, die all ihrer Geschöpfe gedenkt. Wie der Adler seinen Jungen, so lange sie noch unbefiedert und schwach im Neste liegen, die Nahrung herbeiträgt, die sie nicht in eigener Kraft erfassen können; so sendet er, der allen ihr Wesen gab, seinen hülflosen Geschöpfen das, was ihnen noth thut, zu seiner Zeit. Es heißt da mit Recht:

Der Starke für sich selber wacht,
Den Schwachen nimmt der Herr in Acht.

5. Die wunderbare Brücke.

Kenntst du die Brücke ohne Bogen
Und ohne Joch von Diamant,
Die über breiter Ströme Bogen
Errichtet eines Greises Hand.

Er baut sie auf in wenig Tagen,
Geräuschlos, du bemerkst es kaum,
Doch kann sie schwere Lasten tragen
Und hat für hundert Wagen Raum.

Doch kaum entfernt der Greis sich wieder
So klappt ein Knabe froh daher;
Der reißt die Brücke eilig nieder;
Du siehst auch ihre Spur nicht mehr.

(Schiller.)